

das Geheimnis, das den Tod des künftigen jungen Offiziers und das Verhängnis der künftigen Saqueelle mäßig, zum künftigen Entzügen der vornehmten Pariser ein wenig gelistet.

Lustige Gde.

* Richtigte Anwendung. Kommission: Da ist ja auch das neue Breich angekommen, welches bei dem Vater gefasst. Apropos kannst du eigentlich radeln? — Eudibius: D, bis zum Verstand mir's schon gefen.
* Die rote Nase. Ceppi: Weißt, der neue Herr Maria g'fakt mi, der kann wenigstens net über den Dufft schimpfen. — Hiasl: Ja, warum denn net? — Ceppi: Weil er selbst a gar so rote Nase hat.
* Doppelte. Kunde: Mein Haar wird sehr dünn, ich werde bald einen kahlen Kopf haben, dann werden Sie mit das Haar doch für den halben Preis schneiden? — Im Gegenstück, wenn ich auf die Haare erst Jagd machen muß, nehme ich immer das Doppelte.

* Erklärung. Sohn auf einige auf der Straße wandelnde Damen g'rend: Papa, was sind denn das für Damen? Was machen die hier auf der Straße? — Vater: Mein Kind, diese Damen warten auf jemand, sie wissen nur nicht, auf wen!

* Gemüthliche Auskunft. Tourist: Am Gotteswillen, wo ist denn mein Begleiter geblieben? Führer (in einem Wagnis wendend): Er hat a wenig bei Nacht geschlafen.

* Bitter. Besuch: Glauben Sie, das hat das Kind seinem Vater ähnllich werden mir? — Junge Mutter: Ich glaube ja, denn ich muß seinetwegen auch immer die Nadel aufstecken.

* Ans dem Rechenanfang des kleinen Frey über ein Concert. ... Und die weichen Musiker sind fast und wollen nicht mispielen, nur die auf der ersten Bank sind meistens fleißig. Wenn der Herr Lehrer es nicht sieht, hören sie aber gleich auf zu spielen und tanzen erst wieder schnell an, wenn er hinsieht und mit dem Stofe droht. Wenn der Herr Lehrer nicht mehr mag, dann ist das Ende. Feig Weier.

* Er weiß es. Akonnet: Was fällt Ihnen denn ein? Sie haben ja die Gebirgsange meine zehnten Kindes unter die Nagelklappe aufgenommen! — Redakteur: Entschuldigend Sie nur, das habe ich gar nicht bemerkt; das muß der Lehrer aus eigener Mächtigkommenheit gethan haben, der Mann ist nämlich auch sehr eifrig.

* Was hat die Zweibeinigkeit. Herr: In letzter Zeit scheint sich die Zahl der Sonntagsgänger in hiesiger Gegend fast verdoppelt zu haben. — Redakteur: Ja, es ist ganz richtig, die Sonntagsgänger jetzt bei uns a's Stant steht.

* Er weiß Bescheid. Gattin: Wer war denn eben da? — Gatte (Gauzweilich): Einer von meinen Mischen. — Gattin: Was wollte er denn? — Gatte: Die Mische besuchen. — Gattin: Und deshalb macht Du dich dummes Gesicht? — Gatte: Jawohl, denn der Mann hat nicht die geringste Reparatur haben wollen. — Gattin: Na, ist doch zu trüben! — Gatte: Nein, damit bin ich nicht zufrieden, denn das ist ein sicheres Zeichen, daß der Mann sitzen wird.



Auflösung des 384. Preisräthsel: „Ehe, Wehe.“
Richtige Lösungen gingen ein 112. Die Gesamtzahl der Einreichungen betrug 253. Das Räthsel wurde richtig gelöst aus Halle von: Gustav Seifer, Friedrich Wagner, A. Jentich, Oskar Heber, Walter Tey, M. Wurmans, P. Groß, Wilhelm Dietel, Anna Heilmann, O. Schumann, Anna Schmidt, Frau Clara Regel, Karl Seiber, E. Schärer, Marie Jäger, Fern. Wolff, Paul Müller, M. Jentich, Frau Wilhelm Seiber, Frau Emma Seiber, Fr. Oelze, Luise Weber, Frau Fuchs, Oskar Engelhardt, Richard, Frau Marie Seiber, P. Weber, C. Marquardt, C. Seidel, M. Frey, Magnus Bäcker, Frau Trause, Wilhelm Meyer, Frau Verba Sommer, A. Riederer, Luise Wurmans, Hermann Seiber, Frau A. Schmidt, O. Hempel, Ernst Schulze, Marie Seiber, Ida Seiber, C. Albrecht, Frau Anna Seiber, Frau Oelze, Maria Kämpf, Frau Kämpf, Frau M. Gänger, Anna Krüger, Anna Reise, Ferd. Wurmans, C. Lampe, Otto Reise, Frau Weisleder, Oskar Kämpf, Albert Köpchen, Maria Jäger, O. Groß, Emma Kämpf, Fr. Krüger, A. Wäumer, Mathilde Heise, Fr. Wurmans, Albert Trause, M. Richter, G. König, Emma Köpchen, Franziska Riehl, Frau M. Weigmann, Friedrich Seiber, Frau Seiber, Otto Seiber, M. Wäumer.

von auswärts von: Paul Biende, Gottfried Kirchmann, Frau
Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske — Druck und Verlag von W. Rufschach. Weide in Halle a. S.

A. Brandt, Merleburg, Frau Friederike Böttcher, Frau Franziska Burchardt, Maria Bitt, Clara Magnus, Frau J. Gierert, Adolph Baur, Th. Grober, Selma Frensch, Wilhelm, S. Körtz, Gustav Probst, Ferdinand, M. Schwarz, Eratia, C. Schade, P. Schröder, Carl Müller, Franz Schade, M. Paatz, Gellwitz, Anna Schumann, Diemig, Gustav Müller, E. Gille, Gustav Schade, Nellen, Wilh. Klähnendorf, Rammendorf, Karl Kempf, Döllingen, Oskar Dietrich, Bernigrode, Marie Krüger, Mathilde, B. Jentich, Kämpchen, Helene Renne Gieseler, Frieda Reib, Käbel, Otto Reib, Reimold, Jakob Wäumer, Klotzmannsberg, H. Schaaf, Hermil, Lotgar Heinrich, Hühner, Frau Anna Vase, Bitterfeld, Carl Köppling, Cinerint, Lina Winter, Elisabeth, Edmund Krampf, Friedrichsberg, Helene Jordan, Wilhelm, Curt Wäumer, Körbig, Ernst Brandt, Oberhofen.

Preis: „Blüthen und Ranken“ von Juny Woth, eleg. gebunden entseuf auf Carl Seiber, hier.

385. Preisräthsel.

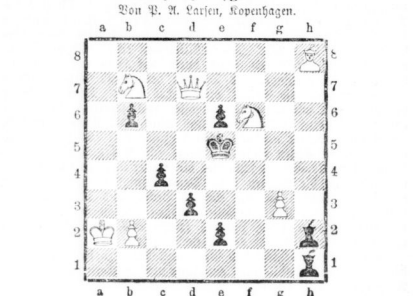
Ich führe dich auf vielerfüllungen Wegen, Doch las dich neten nicht vom Räthselspiel. Am Ziel ist Alles, nichts am Weg gelegen, Denn einen Dichter wirst du schon am Ziel.

Am fern und quer durchs Dabrynt! Müßig sinden Et Räther, die in Gruppen sind verannd. Durchs Erle kannst du oft zu Dank verbinden, Mit andern Koppe ist als schwarz bekannt. Das Räthsel liegt in Meeren aller Zonen, Und ungeleitet wirds eine Spieße sein. Das Räthsel leuchtet, ungeleitet trägt's Kronen, Und nochmals ungeleitet giebt's milden Seiten. Dann sich, was Alles einmüthig hier auf Eden; Mit andern Koppe brauchst es das Bred. So dann, was Jäger gern verfolgen werden, Was ungeleitet trägt's Früchte preiswerth. Und wenn du Alles dies hast recht gefunden, Entwirrt das Netz das Dabrynt im Nu. Hast der Gelübden Koppe du verbunden, Stehst du am Ziel: den Dichter sandest du.

Preis: Fridlof Hansen, 1861—1896 mit Illustrationen.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abnehmerzuzahlung vom laufenden Monat beizulegen ist, sind höchstens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ einzuliefern. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet im Gegebenen von Jüngern das Los. Abkommene, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abnehmerzuzahlung eingelangt haben, werden bei wiederholten Einreichungen dies geß der Kontrolle halber angeben.

Schachaufgabe.



Weiß zieht an und sezt mit dem 3. Zuge Matt. (Preisgeheim im Turnire der „Lobstift für Estaf.“ Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 45. (Spreiziger von B. Martin). W. Kb5, Df5, Ld5, g5, Bc5, d5, Ld5, Schw. Kb5, Th6, Bg1. 1. Df5—d5 u. v.)



Nr. 47 Halle a. S., den 20. November 1898.

Die Gräber einer Familie.
Stige von E. Ebert.

Es war einer jener Novembertage, die uns, wie einen lezten Schiedsgericht, der entschwundenen Sommer nachzudenken scheint, Tage, so sonnig warm, beinahe schmilz zu nennen, daß man die Weiden aus dem winterlichen Grau der Weiden spriezen zu sehen glaubt. Dichter Nebel lag noch am Morgen über der Saar, diesem stolzen Fluß, hart an dessen südlichem Ufer der Franke einst die Grenze zog zwischen deutschen und westlichen Gauen und dem Germanen ein „Halt“ gebot, und dieser, seiner ganzen Kraft sich noch nicht bewußt, gehorchend sich hinter die Grenze zurückzog. Aber jetzt sieht sie die Grenze nicht mehr, die stolze rebenumrankte Saar, das Land ist frei, diesseits und jenseits des Wassers, so weit das Auge reicht.

Ein Nebel aus der Saar ist oft der Vorbote eines schönen Tages, und so ließ ich mich trotz der verdorrten Luft, trotz des Novembertages nicht abhören, mich hinauszuwinken nach den spärlicher Bergen, jenen historischen Erdensiedel, der von Generation zu Generation der Besten des Heldensieges eines kleinen Theiles eines unheimlichen Herzes sein wird. Inmitten ist das richtige Wort: man konnte, als ich über die Saarbrücke schritt, die St. Johann mit Saarbrücken verbindet, seine Hand vor Augen legen. Der Nebel bildete sich zu kleinen Tropfen; die Aussicht, daß die Sonne den Kampf mit den Wälfen siegreich bestehen würde, schwand immer wieder, aber dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf. Ich hatte die beiden Seiten im Rücken und befand mich auf der Landstraße, die ehemals von Kempfenmuthigen, mit Begeisterung erfüllten, zum Siege oder zum Tode ziehenden deutschen Truppen belebt war. Vor meinem Geiste stiegen sie wieder auf, die Gestalten jener tapferen Schaaren mit ihren großen Führern, ich glaubte der finstern Muth der Entschlossenheit in ihren Augen wieder zu sehen.

Kann man verwundlichstehend, man darf besten so habe ich die erste Anhöhe erreicht, auf welcher ein schlichter Stein ruhte gleich von den ersten Opfern, die hier der Kampf gefordert. Wilhelm schritt ich weiter; die Sonne schien in dem Kampf mit dem Nebel unterlegen zu sein; ich erreichte die Anhöhe, welche die Denkmäler der Regimenter zur Erinnerung an die gefallenen Kameraden trafen, aber unmissbar blieben sie hinter dem Grau verheßt.

Da plötzlich, wie von mächtiger Kraft getrieben, brach die Sonne sich Bahn durch das Wälfenmeer, florer, immer florer wurde die erst fast glänzende Scheibe, bis wie durch mächtigen Schlag der Schleier zerriß, und in fast zauberhafter Pracht ragten plötzlich die Denkmäler aus dem Grau des Nebels hervor, glänzten ihre feuchten Wurzeln aus unter dem künste dieser legenden Sonne. Wilh durchschritt es wie ein heiliger Schauer, wie ein Atmen der Liebe der Götter. Ich glaubte das Surren der legenden Truppen zu hören, die mit fast übermenschlicher Kraft diesen heilen Abhang kampfend erklimmen. Unwillkürlich blieb ich stehen und schaute in die Wälfen, überwältigt von der Erhabenheit dieses Naturqualls, dieses Panoramass, das sich unten im Thal langsam vor meinen Augen entrollte. Dort unten, die Schwerkreter, mit ihren Thürmen, ihren hohen, rauchenden Schen, ihrem gedächtnisvollen Gerriebe! Hier oben, wo der Kampf einst so heiß geobt, tiefe Stille, wälflicher Gottesfriede, Freund und Feind, Seite an Seite schlummernd, zur ewigen Ruhe gebettet!

Der Nebel war noch nicht ganz geschwunden, aber wie ein mächtiger, überwundener Feind zog er sich nach allen Seiten zurück. Nur in geringer Höhe über dem Erdboden lagerte er noch in dichterem Schicht, und ich fuhr aus meinen Träumen sich auf, als plötzlich eine schwarze Gestalt neben mir erhob, grüßte mich im Nebel verschwand.

Erst bei einem der Wälfengräber traf ich sie wieder, damit behäufig, blühende Blumen zu pflanzen, die durch die warmen Sonnenstrahlen dieser letzten Zeit aus ihrem Schlafe gewacht, hier täglich hervoben. Da ich die Gräbheiten dem Schilde des Wälfens für empfinden hatte, machte ich die Frau, mit höchst auf ihr hohes Alter in besonders hübscher Form, auf das Jähelchste ihrer Handlungsbeweise aufmerksam.

Sie richtete sich auf, legte die Blumen sorgfältig in eine kleine Tasche, nickte und sagte: „Ich weiß, ich weiß, Herr.“ „Wegst ein Angehöriger von Ihnen hier begraben?“ fragte ich theilnehmend. Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, Herr. Ich konnte kein Grab so wenig wie das von den anderen. Aber ich konnte in jedem Jahr am 4. August, dem Tage der Schlacht und lezten Todes, und sammte ein paar Blumen. In diesem Jahre war ich krank, ich bitte den Besten immer, daß er mich diesen Tag wachhaft sein läßt, nur konnte ich an jenem Herbsttage, und heute, nach im November, finde ich blühende Blumen. Sie wird sich mein Alter doch sein freuen!“

„Aber es ein Sohn von Ihnen, der hier ist?“ fragte ich. Sie wuschte mit der Hand über die Augen und nickte. „Der erste, Herr.“ „Und kein Grab lassen Sie nicht?“ „Nein, Herr, lein! Aber ich weiß, in einem der Gräber liegt er und schlief, in deutscher Erde, hier auf diesem Hügel ist sein Blut geflossen, er hat ihn mit vertheidigt, und sein Grab hat er sich ehlich verdient. Nun hole ich ihn pflegen, sie sind paar Blumen hier oben von allen Gräbern, und auf jedes Grab lege ich ein paar Blumen dafür hin, eins muß doch das richtige sein, dann habe ich doch ein Verdienen an ihn, das bringe ich meinem Alter, der ist nicht mehr so rüthig als ich.“

„Haben Sie denn keine Kinder mehr zu Hause?“ fragte ich, denn mich richtete der mit Sätzen durchgesehene Kalks der schlichten Frau. Sie schüttelte traurig den Kopf. „Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen.“ „Und wo liegen die Kinder begraben?“ „Das ist ja, Herr, wenn uns nur ihre lezten Nachstätten geblieben wären! Aber Gott hat's anders gewollt, so manchen wir uns jagen. Keines ihrer Gräber können wir pflegen, sie sind alle zertrütert, alle! Als vor nun vierzig Jahren der neue Reichthum in unserer Kirche angelegt wurde, da suchten wir einen so manchen Platz aus, und dann haben sie, der Herr hat sie, sie sind alle mit den Alten und die Kinder, die bleiben hier am Ort, bis auch an sie die Reize kommt; dann haben wir alle ein Grab, wo wir in Frieden bei einander schlafen, wo wir hier in einem Hause in Frieden mit einander gelebt haben. Nun sind sie alle vor uns hinweggegangen, und alle zertrütert! Der erste war Kondowin; der sollte uns Alten zu Hand gehen; da vier ihn der Wälfen ins Feld, und er kam nicht mehr heim, Herr.“

Sie schweigend und ich wachte sie in ihrem Aidenken an den im Kampfe gefallenen Sohn nicht läden. Dann fuhr sie fort: „Haben Sie bemerkt, wie plötzlich die Sonne durch den Nebel brach, als ich hier die Blumen pflanzte? Mir war, als hätte ich das richtige Grab gefunden, als rief es

mit zu: „Guten Morgen, Mutterchen“, weine nur nicht, wir sehen uns ja wieder.“

Sie fuhr mit der Hand über die Augen, als wollte sie sich ermannen. Eine kurze Pause trat ein, da begann sie wieder: „Dann kam der zweite zum Dienst, der ging zur Marine. Auf der Heimfahrt haben sie ihn vermisst ins Meer, der hat sein Grab tief, tief unten, wir wissen nicht wo. Der dritte war Bergmann, zwar viele haben sie zu Tage gefördert, lebend aber nicht, als das Unglück geschah war, aber mein Junge war nicht dabei, der hat kein Grab brachten im dunkeln Schloß. Das vierte war ein Mädchen, die wurde Leuterin; sie ging zur Mission, drüben in Afrika liegt sie begraben.“

„Und weiter hatten Sie keine Kinder?“ fragte ich, als sie in ihrer Erzählung stand.

Sie antwortete nicht, sie sah vor sich hin und starrte dann mit der Hand über die Stirn, wie eine schmerzliche Erinnerung zu verschlingen. Dann nickte sie traurig.

„Und auch sein Grab kennen Sie nicht?“

Sie schüttelte gramvollend das große Haupt. Dann trat sie zu mir heran, weilsich beugte, und sagte mit zitternder Stimme: „Sein Grab, Herr, ich weiß es, obgleich ich es nie gesehen, es liegt hinter der Kirchhofmauer, es war nicht möglich, dort.“

„Die alte Kirche. Sieht ergriffen von der Familientradition, die mit die einfache Frau aus dem Volk in schlichten, vornehmen Worten, in bewundernswürdiger Gottesebenheit einfließt, schweigend auch ich.“

Dann wachte sie ihre Hochgeliebten, die sie auf den Boden gelegt hatte, zusammen, und sagte: „Es wird Zeit, daß ich heimreise; mein Alter wird nicht denken, daß ich ihm noch so frühe Blumen heimbringe, der liebe Gott hat's gut mit uns gemeint.“

„Nun sind die zwei Alten ganz allein?“ fragte ich beugend und reichte ihr zum Abschied die Hand. „Ich wünsche Ihnen glückliche Heimreise, und Segenswünsche auf Ihre alten Tage.“

„Danke, lieber Herr, danke! Uns wird die Sonne nicht mehr lange lichten, dann legen wir uns allein in das große Grab, das nun schon Jahre auf uns wartet, mein Alter und ich. Adieu, lieber Herr, haben Sie schönen Dank für Ihre Freundlichkeit, und wenn Sie Ihr Weg einmal wieder hier langfährt, dann denken Sie meines lieben toten Jungen; wir wish, ob dies nicht das letzte Mal war, daß ich kam.“

„Ich ließ mit ihren Namen und Wohnort sagen, und wir trennten uns.“

Als ich am 4. August dieses Jahres wieder zu den Kriegesgräbern auf der Späthener Höhen pilgerte, spähte ich unter den Beugenden vergebens nach meiner alten Freundin. Ich wanderte weiter nach ihrem Feinathort und sprach nach ihr. „Zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig, einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig, achtundzwanzig, neunundzwanzig, und endlich die zwanzigste.“

Ich ließ mit ihren Namen und Wohnort sagen, und wir trennten uns.

Begräbnisstätten und Todtenfeste bei vorchristlichen Völkern.

Von Otto Lehmann.

Der Tod ist unerlässlich! Tief greift er nicht selten in die menschlichen Verhältnisse ein. Manche empfindliche Wunde wird von ihm geschlagen, die für Monate noch weit erquicklicher wäre, wenn nicht eine gewisse Zuversicht sich ihrer bedient hätte. Stehen wir auch von Schmerz gebeugt am Grabe unserer Lieben, so erweist uns doch ein Gefühl der Hoffnung auf ein Wiedersehen, ein Siegesgefühl, dessen Erbhabenheit milderen Balsam in die offene Wunde taufelt. Wie ganz anders die Völker des heidnischen Alterthums! Wie bestien sie zurück vor dem unbekanntem Lande! Die Schatten des Hades und Tartarus, wie fanden sie drohend vor ihrer gelungnen Seele! Schwall nicht von den Thränen der Geschworen der Coccy? — Was hat man nicht, um das Schicksal und die Götter zu versöhnen! Wie bewachte sich Jeder, da er vom Jenseits wenig oder nichts erwartete, sein Andenken durch Monumente zu bewahren. Daher die Todtenreihen, Nekropolen, Todtenreize, zu Polograd und Memphis, Theben, Sphopos, Abydos, die Pyramiden und Felsengräber, wofin auch dem Beispiel des Pyris und der Isis sich die Könige im antiken Ägypten festsitzig besaßen ließen, um hier als solche am letzten Tag des großen Weltjahres zu erwarten. Die Gemmungen seiner Fürsten und Priester theilte auch das Volk. Nur zur Seite der Gebieter erschoffe der Ägypter in jenen Höfen der Frommen — so erklärten die Alten schon den Namen

Memphis — Errettung vom Untergang. So gingen aus der religiösen Denkwelt der Völker nicht ohne ihr Tempel, sondern auch die geistlichen Räume hervor, in denen sie die Gebieter ihrer Angehörigen begaben.

Nach die Späher besaßen bei jeder Stadt einen Vorkaser (Beth halwarach oder Beth haaken, d. h. Haus des ewigen Lebens). Ebenso hatten die Griechen, ehe sie die physische Seite des Lebens berechnen annehmen, ihre Begräbnisplätze. Die Äsche der Verstorbenen wurde oder später von ihnen in Urnen beigelegt. Nebenlich war es bei den Römern, die zur Kaiserzeit mit ihren Grabmalern großen Luxus trieben. Die alten Deutschen beerdigten ihre Todten in heiligen Hainen. Kurz, jeder Kultus hatte einen größeren oder geringeren Einfluß auf die Anlage der Begräbnisstätten und deren Bedeutung. Nirgend aber war dieser so groß wie in Christenthum. Verachtet und verachtet, wurden die ersten Christen ihren Gottesdienst nicht öffentlich feiern, ihre Todten nicht in eigentümlicher Stätte bestatten. Da wuchsen sie die heimlich versteckten Katakomben auf, wo sie auch in den Zufallsräumen ihre Leiden befestigten. Später durfte das Christenthum glänzender auftreten. Neben dem Sarkophag der Heiligen und Märtyrer erhoben sich nun prächtige Basiliken und Kirchen, unter denen man die frühern Katakomben als Ansehlichkeiten fortbestehen ließ. Hier und da wurde auch wohl abgedeckt von Festlichem ein Campo santo angelegt. Die Kaiser Theodosius und Justinian verboten die Begräbnisse unter den Kirchen, aber Leo der Weise erlaubte sich wieder für den alten Brauch.

Aus dem Allen geht hervor, daß kein Volk so pietätlos ist, daß es nicht den Abgehenden den letzten Dienst erwies. So waren z. B. die Ägypter zur Zeit des Zoroaster, der um 513 v. Chr. Westlich herrschte, sicher in der Kultur noch nicht weit fortgeschritten, trotzdem heißt es von ihnen — nach Kägeli —: Sie hielten die Gräber ihrer Väter so heilig, daß kein Mann ein Grab zerstörte, der, sich gern den Herrn der Äthythen nannte, erweiterte, er möge nur kommen und die Gräber ihrer Väter zu zerstören versuchen, dann solle er gehen, wie man für sie kämpfen werde.

Mit ebenso großer Pietät hingen auch die alten Germanen an ihren Todten; davon überzeugt uns unter Anderem der Ausspruch der Sigurdar Skivda:

Das rath' ich dir, nimm des Todten dich an, Wo du im Feld ihn findest, Sei er friedlich oder lebend Oder am Strahl gestorben.

Ein Hagenabrag lude dem Feinmengen, Hängen sein Haupt und Hände; Nur küsse lemm' er getimm' und trocken Und bittet, daß er selig löste.

Auf diese Weise stellt die ältere Edda den Todtenfall hin als eine jedem Menschen zukommende Pflicht, und in dem Bewußtsein, daß der Geisteswelt stets eine Spawtrichsieder menschlichen Handelns sei, hat sich in der Phantasie der alten Germanen jene Sage gebildet, die vom Schiffe Naglfar erzählt, welches aus den unbeschrittenen Nägeln der Todten gezmimert sein soll, und das einst die weltzerstörenden Mächte herbeiführen wird. Wenn das Geschlecht der Menschen in solchem Grade entartet ist, daß es die Pietät gegen die Todten völlig verliert, dann ist jene Zeit erschienen, wo das Weltgebäude aus den Fugen geht.

Eine weitere Ausprägung des künftigen Weltalters enthält die jüngere Edda, indem sie dem Schicksal Naglfar als Elementum der phantastischen Gerny zurecht, verknüpft, wobei die Heiligkeit, die dem Todten die letzte Gerny vermag, nur aus völlig totem Herzen kommen kann. Auf dieser Fabel der Verstorbenen gegenüber gründen sich auch die Todtenfeste, die uns in wenig veränderter Weise bei den vorchristlichen Völkern entgegentreten. So feierten die Griechen das Andenken der Entschlossenen am 9. oder 30. Tage nach dem Begräbnis, oder an den Jahresjahren. Auch allgemeine Todtenfeste fanden statt, so im Monat Anthesterton.

Unter den griechischen öffentlichen Todtenfesten ist wohl kein berühmter geworden als dasjenige, das die Plötzer am Wedäntinsfeste des über die Perier im Jahre 479 erfochtenen Sieges feierten. Es galt den gefallenen Helden. Schon am frühen Morgen zogen die Plötzer in Prozession auf das Schloßhain. Dem Zuge voran schritt ein Trompeter, hinter diesem folgte eine lange Reihe von Wagen mit Mythen und Kränzen nebst einem schwarzen Stier. Dann folgten Männer und Jünglinge, bekleidet mit Eimern mit Wein und Milch oder Geheiß mit Del und süßem Saften zum Todtenopfer. Der March der Stadt, der sonst nur weiße Kleider trugen und kein Eisen berühren durfte, hatte an diesem Tage ein dunkelfarbiges Gewand und trug außer einem heiligen Eimer auch ein Schwert in der Rechten. In den Grabdenkmälern angehängt, schloßte er Wasser aus einer Quelle, wusch und salbte die Gräber

stätten und Denksteine und opferte endlich auf einem Scheiterhaufen den schwarzen Stier. Während des Opfers betete er zu Zeus und Hermes und ließ die Plötzer, die für Solos Freiwelt gehalten waren, laut herbei, daß sie sich lösen möchten. Hierauf füllte er einen Becher mit Wein und sprach, ihn ausgießend: „Ich trinke den Männern zu, die ihr Leben für die Freiheit Griechenlands gelassen haben.“

Dieses Todtenopfer hat viel Aehnlichkeit mit dem des Odysseus, aber der Klutz zum dunklen Neß des Hades zerbrach:

Nur ein eilt' ich und zog das gelassene Schwert von der Hüfte, Eine Grube zu graben von einer Eul' ins Gevierte. Hierum gossen wir rings Schöpfer für alle Todten: Erst von Honig und Milch, von süßen Weine das zweite. — — — Und nachdem ich lebend die Scher der Todten gelehret, Nimm ich die Schaf' und verdammt die Gurgeln über der Gräber, Schwarz entrome das Blut, und aus dem Erbes kamen Viele Seelen herauf der abgehenden Todten.

Aehnlich ist auch das Todtenopfer, welches Mopsa in den „Periern“ des Aeschylus dem todtten Gemahl an dessen Grabstätte spendet.

Die Site, die Gräber an diesen Festen mit Blumen zu schmücken, war auch schon bei den Griechen zu finden. Dies wird auch in dem Gedicht auf die Aelzer eingedruckt, in dem Antheim von dieser Blume rühmt, daß sie den Kranken zu Hilfe und bei den Todten stehe. Und in der „Electra“ des Sophokles betrauert Christythemis: „Da ich lau zu des Vaters altväterlichem Grabe, ich ich vom spigen Hügel herab frischschneidende Bände von Milch, und ringum war des Vaters Brust bekränzt mit Blumen blumener Art.“

Das Todtenfest der Römer, dessen Ursprung Doid von Aeneas, Divius dagegen vom zweiten Könige Noms herleitet, fand am ersten Tage vor den Calenden des März statt, mit denen bekanntlich das römische Jahr seinen Anfang nahm. Dieser Tag, der 21. Februar, erhielt den Namen Feralia, die Woche, die ihm vorananging, waren die dies parentales. In dieser Woche feierte nämlich jede Familie einzeln ihre Todten. Doid berichtete darüber: „Wir gingen haben sie den Vätern in genau gelassen, einer hinter Kränzen Scherbe, einer hinter Kränzen Salz, oder Korn, oder etwas Wein mit eingetragenen Weize oder gerösteten Weizen, der ersten Spende des jungen Jahres. Das soll man in die Scherbe thun und diese dann mitten auf dem Wege hinstellen und dazu ein frommes Gebet für die armen Seelen sprechen.“

Am 22. Februar öffneten sich wieder die während der Klagezeit geschlossenen Tempel, worauf das Freudenfest der Caristien für die Tage der Trauer entfiel.

Ein älteres Todtenfest der Römer, dessen Sinn und eigentümlicher Charakter nicht völlig aufgeklärt ist, scheinen die Veneris gewesen zu sein, oder, wie sie ursprünglich geheißen haben sollen, Nemuren. Nach der Sage soll der Geist des erkrankten Nemus ruhelos in der nengegründeten Stadt herumgeirrt sein, bis endlich Momus die ältverwandten Mamen des Nemus durch Festrichtung eines hebrönderen Schöpfes — der Nemuren — versöhnt habe. Dieses Fest soll während der Nacht begangen werden sein, und zwar in den drei Nächten des 9., 11. und 13. Mai, nicht aber gemeinsam, sondern gleich bei dies parentales im geschlossenen Familienkreise. Ueber die damit verbundenen Gebräuche theilt Doid mit: „Im Mitternacht erhebt sich der Hausvater, schreitet mit bloßen Füßen durch das Haus und macht mit der Hand, Mitternacht und Daumen verbunden, das eigentliche Zeichen, welches die Geister verheuden soll. Dann wädhrt er sich die Hände mit reinem Luchswasser, stellt schwarze Bohnen in den Mund, wirft die, neverdings durch das Haus schreitend, hinter sich und sagt neunmal, ohne umzuwenden: „Nichts grbe ich Herd, und mit diesen Bohnen erhalte ich mich und die Meinen. Herd, der Wasserkennung schreibe ich die Geister umgehend hinter mich her und lenke die Bohnen auf.“ Dann reinigt er sich oberhalb mit Wasser, schlüßgt an ein ehernes Becken und bittet, daß die Geister nun sein Haus verlassen mögen. Nachdem er neunmal den Ruf: Maxis exite paterni (gehst aus, väterliche Mamen) durch ertönen lassen, durfte er ertit umhären.“

Die Römer pflegten das Grab mit Wein zu besprengen und dem Geiste des Verstorbenen ein Opfer von Widern darzubringen. Auch pflanzten sie schattende Bäume auf das Grab theurer Todten und schmückten es mit Mythen, Mythen, Lilien und Weizen, außerdem mit Kränzen, Kronen und wollenen Stoffbänden.

Das Geheimniß des Schloßes Ker-Guivarch.

Eine höchst sensationelle Geschichte erzählt man jetzt in Paris. Im vergangenen Jahre getraute ein bildschönes junges Mädchen, das einer

sehr heruntergekommenen Adelsfamilie angehörte, den alten Grafen R. . . . Jedermann mußte, daß die Ehe ohne Bewilligung von Seiten der adelichen Jacqueline de Ravenau geschlossen wurde, doch hielten die beiden Gatten recht gut mit einander fertig zu werden. Sie zeigten sich sehr viel in der Gesellschaft und liehe Freunde, kein Nennen und keine Ausließungsbewilligung ging vor sich, ohne daß der alte Graf mit seinen adelichen jungen Weibe aus dem Hause dabei gewesen wäre. Jedermann sah man die räumliche Gestalt der Gräfin in Schmeigeln, schwarzem Sammet-Toiletten, die reich mit kostbaren Juwelen verziert waren. Einmal, es war mitten im Winter, wurden die Bewunderer der schönen Frau plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Graf den unwiderlichen Einfall bekommen habe, eine Weile in die weltliche Obergelegenheit zu wechseln.

Man wollte sofort etwas von dieserartigen Bannern des alten Ehemannes und hielt die Absicht für höchst verwerflich. Und man hatte sich in der That nicht geirrt, denn das glückliche Paar ist niemals wieder in Paris gesehen worden. Die merkwürdige Geschichte, die in Bezug auf das Verschwinden der beiden ungeliebten Eheleute einige Wochen hindurch lauzierte, wurde von Wenigen geglaubt, doch sprach niemand mehr von der Sache. Nur ein flatter junger Offizier, der Baron v. S. . . . konnte die seltene Jacqueline nicht vergeßen. Bis bereits Monate verstrichen waren und die heimlich angebetete Frau immer noch nicht in der Gesellschaft auftauchen wollte, durfte es ihm nicht länger in der lustigen Einzelarbeit ephort. Es gelang ihm, in Erfahrung zu bringen, daß Graf R. . . . mit seiner Frau nach einem kreuzlichen Rückzuge gereist war, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Ruinen des alten Schloßes Ker-Guivarch befinden. Hier wollte der Graf, der ein Mitglied der Ecole de Chartes in Paris war, vorzüglich seine archäologische Kenntnisse verwenden. Der Baron wachte begab sich nach dem besagten Ort um die Umgebungen, die er dort eingesehen, hatten folgenden Inhalt: Der Schloßberg, bei dem das vornehme Paar, das merkwürdigerweise ohne jedes Gepäd reiste, abgehiegt war, konnte dem wissbegierigen jungen Offizier weiter nicht berichten, als daß die schöne junge Frau tief hoch und der alte Mann tief niedrig, fast unangenehm. Die Ruinen hatten nur eine Höhe von 3 Stunden Weges und waren aus römischen Mauerwerk nach dem verfallenen Schloßgraben des Ker-Guivarch geschlossen, von wo der Kaiser nach etwa fünf Stunden allein und sehr veräthrt zurückkehrte. Der Mann erzählte, daß seine beiden Gattinigen bei den Ruinen ausgehieben wären und ihn bedeuert hätten, auf sie zu warten. Als aber nach einiger Zeit keine Bewegung mehr und der Herr und die Dame noch nicht erschienen wollten, wurde die Zeit lang. Er fand jene Beide sehr und betrat mit einigem Jagen selber die verfallene Stätte, von der behauptet wird, daß dort Geister umgingen, die alles Lebende, was sich in ihren Bereich wagt, zerstören. Zwei alten, brauen Landmann wurde — wie er persönlich den Baron versicherte — ganz eckelständig zu Hülfe genommen, um die verfallenen Säulen und Gewölben umherzusehen und nirgends eine Spur von den beiden vornehmen Persönlichkeiten entdecken konnte. Auf sein lautes Rufen erfolgte keine Antwort, und endlich entschloß er sich, allein nach Hause zu fahren. Hitzend vor Wogen und kalte Nacht er in der Dörfe an, wo sein eigenes heimlicher Zustand schon Veracht erregte. Auf Veranlassung des Baron mußte er wieder in die Ruinen zurückkehren, um die Umgebungen des alten Schloßes zu durchsuchen, doch als eckel Stunden nach den beiden Verschwindenden vergeblich suchte, ließ man den grängigsten Mann frei. Es wurde allgemein angenommen, daß sich das exzentrische Paar zu weit in die Felsenzerklüftung gemagt und ins Meer gestürzt sei. Obgleich diese Ansicht sehr entauschigend auf den Baron wirkte, unterließ er es nicht, noch weitere Nachforschungen anzustellen. Er verabschiedete sich eines Umhergehens bei den Gräber de Chartes an die Mauer des alten Schloßes St. Brandan, das dicht bei den Ruinen des Schloßes Ker-Guivarch liegt, und als man ihm hier den Zutritt zur Bibliothek gestattete, schoberte er täglich viele Stunden zwischen den alten Büchern und Dokumenten unter, unter denen er bald einige Schriften fand, die ihn Aufschluß über die einzigen Besitzer des Schloßes gaben. Jeden Abend lebte der junge „Forscher“ bleicher und stiller in das Gasthaus zurück, in welchem die geliebte Jacqueline wenige Stunden ge weilte. Einmal Tages aber blieb er fort und als man seinen in Paris lebenden Bruder telegraphisch benachrichtigte, eilte dieser herbei und fand den langlindischen in einem kleinen Zimmer der Klosterbibliothek heimlich am Boden liegen. Neben ihm fand man ein vergrühtes Blatt, auf dem folgende Worte standen: „Es ist nicht der Fall, wie allgemein angenommen wird, daß Geister und Spholbe in den Gewölben des gestifteten Schloßes Ker-Guivarch haufen, in das schon Viele hinein, aber nie wieder herausgekommen sind, sondern es existirt dort eine spanische Menschenfalle, die von einem ehemaligen Schloßbesitzer konstruirt wurde, um Verurtheilte zu tödten, aus der Welt zu schaffen. Die merkwürdige Falle funktioniert nur zu gut. In einem Ueb das Meer hinanzugehen lassen sich Stufen einnehmen, von denen eine, wenn sie von einem Menschen Gegenstände befaßt wird, sofort nachgiebt und eben diesen Gegenstand, sei es man ein Mensch, oder sonst etwas, in einen abgrundigen Abgrund stürzen läßt, aus dem kein Entkommen mehr möglich ist. In diesem Falle, das Schloß, das die Bewohner, dem die unheimliche Erscheinung in dem Kloster erweckt die Bewusstheit gab, daß der alte Graf R. . . . nach seiner archäologischen Studien von der Errichtung der sich befindenden Menschenfalle von Ker-Guivarch wußte und zu geschloß, um allein zu sterben, sein junges Weib, welches, das er unteren glaubte, mit sich in das schauerliche Grab nahm, ist jetzt nach einer längeren Fortsetzung wieder in Paris eingetroffen und hat

sehr heruntergekommenen Adelsfamilie angehörte, den alten Grafen R. . . . Jedermann mußte, daß die Ehe ohne Bewilligung von Seiten der adelichen Jacqueline de Ravenau geschlossen wurde, doch hielten die beiden Gatten recht gut mit einander fertig zu werden. Sie zeigten sich sehr viel in der Gesellschaft und liehe Freunde, kein Nennen und keine Ausließungsbewilligung ging vor sich, ohne daß der alte Graf mit seinen adelichen jungen Weibe aus dem Hause dabei gewesen wäre. Jedermann sah man die räumliche Gestalt der Gräfin in Schmeigeln, schwarzem Sammet-Toiletten, die reich mit kostbaren Juwelen verziert waren. Einmal, es war mitten im Winter, wurden die Bewunderer der schönen Frau plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Graf den unwiderlichen Einfall bekommen habe, eine Weile in die weltliche Obergelegenheit zu wechseln.

Man wollte sofort etwas von dieserartigen Bannern des alten Ehemannes und hielt die Absicht für höchst verwerflich. Und man hatte sich in der That nicht geirrt, denn das glückliche Paar ist niemals wieder in Paris gesehen worden. Die merkwürdige Geschichte, die in Bezug auf das Verschwinden der beiden ungeliebten Eheleute einige Wochen hindurch lauzierte, wurde von Wenigen geglaubt, doch sprach niemand mehr von der Sache. Nur ein flatter junger Offizier, der Baron v. S. . . . konnte die seltene Jacqueline nicht vergeßen. Bis bereits Monate verstrichen waren und die heimlich angebetete Frau immer noch nicht in der Gesellschaft auftauchen wollte, durfte es ihm nicht länger in der lustigen Einzelarbeit ephort. Es gelang ihm, in Erfahrung zu bringen, daß Graf R. . . . mit seiner Frau nach einem kreuzlichen Rückzuge gereist war, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Ruinen des alten Schloßes Ker-Guivarch befinden. Hier wollte der Graf, der ein Mitglied der Ecole de Chartes in Paris war, vorzüglich seine archäologische Kenntnisse verwenden. Der Baron wachte begab sich nach dem besagten Ort um die Umgebungen, die er dort eingesehen, hatten folgenden Inhalt: Der Schloßberg, bei dem das vornehme Paar, das merkwürdigerweise ohne jedes Gepäd reiste, abgehiegt war, konnte dem wissbegierigen jungen Offizier weiter nicht berichten, als daß die schöne junge Frau tief hoch und der alte Mann tief niedrig, fast unangenehm. Die Ruinen hatten nur eine Höhe von 3 Stunden Weges und waren aus römischen Mauerwerk nach dem verfallenen Schloßgraben des Ker-Guivarch geschlossen, von wo der Kaiser nach etwa fünf Stunden allein und sehr veräthrt zurückkehrte. Der Mann erzählte, daß seine beiden Gattinigen bei den Ruinen ausgehieben wären und ihn bedeuert hätten, auf sie zu warten. Als aber nach einiger Zeit keine Bewegung mehr und der Herr und die Dame noch nicht erschienen wollten, wurde die Zeit lang. Er fand jene Beide sehr und betrat mit einigem Jagen selber die verfallene Stätte, von der behauptet wird, daß dort Geister umgingen, die alles Lebende, was sich in ihren Bereich wagt, zerstören. Zwei alten, brauen Landmann wurde — wie er persönlich den Baron versicherte — ganz eckelständig zu Hülfe genommen, um die verfallenen Säulen und Gewölben umherzusehen und nirgends eine Spur von den beiden vornehmen Persönlichkeiten entdecken konnte. Auf sein lautes Rufen erfolgte keine Antwort, und endlich entschloß er sich, allein nach Hause zu fahren. Hitzend vor Wogen und kalte Nacht er in der Dörfe an, wo sein eigenes heimlicher Zustand schon Veracht erregte. Auf Veranlassung des Baron mußte er wieder in die Ruinen zurückkehren, um die Umgebungen des alten Schloßes zu durchsuchen, doch als eckel Stunden nach den beiden Verschwindenden vergeblich suchte, ließ man den grängigsten Mann frei. Es wurde allgemein angenommen, daß sich das exzentrische Paar zu weit in die Felsenzerklüftung gemagt und ins Meer gestürzt sei. Obgleich diese Ansicht sehr entauschigend auf den Baron wirkte, unterließ er es nicht, noch weitere Nachforschungen anzustellen. Er verabschiedete sich eines Umhergehens bei den Gräber de Chartes an die Mauer des alten Schloßes St. Brandan, das dicht bei den Ruinen des Schloßes Ker-Guivarch liegt, und als man ihm hier den Zutritt zur Bibliothek gestattete, schoberte er täglich viele Stunden zwischen den alten Büchern und Dokumenten unter, unter denen er bald einige Schriften fand, die ihn Aufschluß über die einzigen Besitzer des Schloßes gaben. Jeden Abend lebte der junge „Forscher“ bleicher und stiller in das Gasthaus zurück, in welchem die geliebte Jacqueline wenige Stunden ge weilte. Einmal Tages aber blieb er fort und als man seinen in Paris lebenden Bruder telegraphisch benachrichtigte, eilte dieser herbei und fand den langlindischen in einem kleinen Zimmer der Klosterbibliothek heimlich am Boden liegen. Neben ihm fand man ein vergrühtes Blatt, auf dem folgende Worte standen: „Es ist nicht der Fall, wie allgemein angenommen wird, daß Geister und Spholbe in den Gewölben des gestifteten Schloßes Ker-Guivarch haufen, in das schon Viele hinein, aber nie wieder herausgekommen sind, sondern es existirt dort eine spanische Menschenfalle, die von einem ehemaligen Schloßbesitzer konstruirt wurde, um Verurtheilte zu tödten, aus der Welt zu schaffen. Die merkwürdige Falle funktioniert nur zu gut. In einem Ueb das Meer hinanzugehen lassen sich Stufen einnehmen, von denen eine, wenn sie von einem Menschen Gegenstände befaßt wird, sofort nachgiebt und eben diesen Gegenstand, sei es man ein Mensch, oder sonst etwas, in einen abgrundigen Abgrund stürzen läßt, aus dem kein Entkommen mehr möglich ist. In diesem Falle, das Schloß, das die Bewohner, dem die unheimliche Erscheinung in dem Kloster erweckt die Bewusstheit gab, daß der alte Graf R. . . . nach seiner archäologischen Studien von der Errichtung der sich befindenden Menschenfalle von Ker-Guivarch wußte und zu geschloß, um allein zu sterben, sein junges Weib, welches, das er unteren glaubte, mit sich in das schauerliche Grab nahm, ist jetzt nach einer längeren Fortsetzung wieder in Paris eingetroffen und hat

